

Die Ausgrabung von Wichtern [Bernoulli, Carl Albrecht]

Autor(en): **Müller-Bertelmann, Hans**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aber die oberste Bürgertugend ist und bleibt der Mut. Diesem bürgerlichen Mut, der uns vor andern Eigenschaften täglich not tut, soll der elementare, naturhafte, sagenberühmte Heldenmut der Altvordern zum Himmelsraum dienen, zum verklärenden Mythos der echten Tragödie. Damals, innerhalb der Mauern des Siechenhauses, ist eine Unbedingtheit des menschlichen Willens zum Durchbruch gelangt, die eben nur in Marathon oder an den Thermopylen ihresgleichen findet. Sollen wir Schweizer uns vor den Griechen schämen? Verdient die Tapferkeit Strafe, weil sie der Staatskunst entlieft und, im Überschwang nur noch sich selbst gehorchte? Ist der Ausgang nicht desto bewundernswerter, je unüberlegter, eigennütziger und unedler der erste Antrieb also gewesen sein mag? Wie man dann dem Schlachtverlauf die erzieherische Wirkung absprechen darf, übersteigt meine Fassungskraft. Erst Stierenwut und brutale Faustmeierei — und eine Stunde später der Entschluss: „Unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken!“ Inzwischen muss doch jene rohe Kraft in die Tiefe gestiegen sein und sich in sittliche Kraft verwandelt haben — an Gelegenheit zu ersprießlicher patriotischer Nutzenanwendung sollte es da, mein ich, nicht fehlen. Die Tat auf dem Rathaus von Schwyz war ein Federstrich — die Notwendigkeit vollzog sich würdig, achtungsgebietend, aber unheroisch. Wie grandios stellt sich dagegen die Notwendigkeit von Sankt Jakob dar, allwo aus dem „Sittenlosen“ — ich akzeptiere den Ausdruck — die unvergängliche Gebärde der stolzen Untergangsbejahung emporrauschte und die gereckte Hand der Sterbenden aus der Schicksalswolke den Kranz des Ruhmes griff. Richtig erklärt kann das keinem Schweizer den Kopf verdrehen, so sehr es ihm die Brust schwellen mag. Von dem Vernunfts- und Vorsichtspatriotismus, der vor Sankt Jakob sich bekreuzt, ist kein weiter Weg mehr bis zum „travailler pour le roi de Prusse“, oder es gähnt hinter einer solchen Bedenklichkeit früher oder später die grämliche Grimasse des entidealisierten Philisters. Wer wäre nicht mit Schaffner einverstanden, wenn er die hohle Überheblichkeit einer verblendeten Vaterländerei angreift und helle Augen für die nüchterne Wirklichkeit fordert. Aber die von ihm verlangte, wohlorientierte Erkenntnis des gegenwärtigen Nutzens erweist sich als schief gewinkelt, sobald sie die *mythischen Reserven* geringschätzt, mit denen sich unser Volk, in seinem dankbaren Gefühl für das Vorbildliche seiner Vergangenheit, auf schwere Zeiten den Rücken deckt.

ARLESHEIM

CARL ALBR. BERNOULLI



CARL ALBRECHT BERNOULLI: DIE AUSGRABUNG VON WICHTERN¹⁾

Victoria Rauracorum heißt die alte Römerstation, wo sich dem aus Griechenland heimgekehrten Dr. phil. Ludwig Falkeyesen ein neues Wirkungsfeld eröffnet. Zu Wichtern, wie das Nestchen sich heute nennt, wohnt

¹⁾ Roman. Jena 1909. Eugen Diederichs.

Ludwigs Taufpate, Herr Tonjola, im „Römergut“, und hier, in dem Privatbesitz Tonjolas, liegen die alten Überreste der Mehrzahl nach unter der Erde und harren der Ausgrabung, die Falkeysen an die Hand nimmt und mit Fachkenntnis fördert, wobei ihm das schöne Glück beschert ist, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich recht wertvolle Dinge zu finden und auszugraben.

Prächtig hebt das Buch mit Ludwigs Heimkehr an; mit anschaulicher Realistik und echtem Basler Lokalkolorit weiß Bernoulli zu erzählen, behaglich-breit, wie ein guter Epiker, der seiner Sache sicher ist. Es fehlt nicht an famos gesehenen Einzelheiten, kurz — alles ist recht verheißungsvoll. Erdgeschmack! sagen wir, und wir freuen uns an der bodenständigen Sprache. Dabei mag vielleicht die Beschämung Schaurys, des Poliers, durch Ludwig auf Seite 51 bei aller Anschaulichkeit und — Möglichkeit nicht ganz zu dem jungen Manne passen. Tut nichts! Dafür entschädigen uns wieder Szenen, die mit scharfer Bildhaftigkeit in unserem Gedächtnisse haften bleiben, wie der Auszug der Jungen in der Nacht vor dem Maisonntag zum Sonnenaufgang. Alles sehr schön — — und doch, oder gerade deswegen: Als Ganzes befriedigt Bernoullis Roman nicht vollauf. Er zerfällt gewissermaßen in zwei gegeneinander schreiend kontrastierende Teile; in einen fein gezeichneten und gut fundierten Werdegang, dessen Held Ludwig Falkeysen ist — und in eine romanhafte Abenteuergeschichte, als deren Mittelpunkt der alte Pate Tonjola im Römergut erscheint, und die der wackeren Ruth Meyer einen romantischen Nimbus verleiht. Herr Tonjola musste extra deshalb den Umweg über Indien machen und dort eine treue Gattin abhalten, ihrem verstorbenen Ehemann auf den flammenden Holzstoß zu folgen, damit diese Ruth ins Leben trete, die des jungen Gelehrten Verdienste um Victoria Rauracorum kröne. Nicht mehr als Ruth Meyer — sondern als Ruth Tonjola, als Erbin des Römergutes! War dieses sensationelle Abenteuer nötig? War es nötig, dass diese im indischen Wunderlande begegnete Vorgeschichte die gesunde Realistik des Werkes durchbreche, um so unangenehmer und schriller durchbreche, als Bernoulli im Zeichnen innerlich erlebter, seinem Wirklichkeitssinn ein vortreffliches Zeugnis ausstellender Szenen sehr Gutes geleistet hat? Musste die Phantastik in der Vorgeschichte des alten Herrn auf dem Römergut — die auch in dem abenteuerlichen Bericht vom Schiffbruch uns abstößt, in den Roman hineingetragen werden? Doch wohl kaum!

Es ist, als ob sich Bernoullis scharfer Blick für die Realität des Geschehens umnebelte und seine Phantasie auf Abenteuer ausginge, statt die Wirklichkeit der Dinge in den Goldglanz der Erinnerung zu tauchen, aus der doch alle Gebilde der Phantasie hervorwachsen wie die Rose aus dem nahrhaften, realen Erdboden.

Soll damit dem Abenteuer die Existenzberechtigung im Romane abgesprochen werden? Gewiss nicht, sofern es den Eindruck des Erlebten und innerlich Notwendigen macht und nicht den der kühnen Erfindung *ad usum Delphini*. Und das letzte scheint mir hier der Fall zu sein.

Es ist schade um die prächtig gesehenen Gestalten des Romanes, schade um den Erdgeruch und die Bodenständigkeit, die uns diese Räuberromantik nur um so empfindlicher zum Bewusstsein bringen, als sie uns bei geringeren Qualitäten des Erzählers Bernoulli vielleicht erscheinen würde.

Der Abstecher nach Indien zerstört den einheitlich-künstlerischen Eindruck des Ganzen, das reich ist an sehr hübschen Einzelheiten und klar gezeichneten Menschen von Fleisch und Blut, und hinter dem ein Mann steht, der uns etwas zu sagen hat.

HANS MÜLLER-BERTELMANN



SCHAUSPIELABENDE

Jüngst sahen wir auf einer sonst der Muse des Kabarets gewidmeten kleinen Bühne, dem sogenannten Uraniatheater, des *Niccolò Machiavelli* fünftaktige Komödie *La Mandragola* (oder *Mandragora*). Wer in Deutschland auf den Gedanken verfallen ist, dieses amüsante, frech-gescheidete Renaissancestück, das seinen Autor mit Hinsicht auf behenden Geist und zynische Menschenkenntnis nirgends verleugnet, der Bühne wiederzugewinnen, weiß ich nicht. Dass es in seiner Unverhülltheit der Zensur lange entgehen würde, ist kaum denkbar, man müsste denn schon für eine dichte Girlande von Feigenblättern besorgt sein; doch wird es sich wohl meist um Aufführungen innerhalb eines Rahmens handeln, der der Freiheit weitere Grenzen spannt, als sie dem Theater vergönnt sind. Im Grunde wäre freilich gerade dieser Komödie gegenüber der Kappzaum viel weniger angezeigt als bei gewissen Schwank-Lüsternheiten; denn beim Machiavelli wird von den Dingen so gar nicht verhüllt oder halbverhüllt, also pikant und daher aufreizend gesprochen. Ein lendenlahmer reicher Tor in Florenz — es heißt, die Sache sei wirklich im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts passiert, und warum auch nicht? — möchte um alles in der Welt Vater werden; dies nutzt ein in seine begehrenswerte Frau verliebter junger Mensch aus; ein Zaubersaft aus der Alraunwurzel wird als angeblich unfehlbares Mittel zur Fruchtbarkeit dem Alten empfohlen und von diesem der Frau aufgeschwatzt, wobei er allerdings zu ihrem Beichtiger die Zuflucht nehmen muss, weil mit dem Einnehmen des Trankes noch eine Prozedur verbunden ist, gegen die sich die treue Gattin anfangs energisch sträubt. Es gedeiht dann alles zu gutem Ende: der reiche Nicia kommt, mit dem Vergnügen des Ignoranten, zum Orden des Cocu, der Jüngling zu seinem Ziel, die Frau zu einem ihr sehr behagenden Liebhaber und der Pfaffe zu seinem Schmiergeld.

Ein paar für die Handlung entbehrliche, aber für die spezielle Satire Machiavellis gegen den Klerus überaus bezeichnende Szenen voll impertinenter Offenherzigkeit fielen dem Rotstift zum Opfer, sonst gab man in einer fließenden, ehrlichen Übersetzung die Komödie, den Anwesenden zu entschiedenem Vergnügen.

Gewiss hat Ranke, in seinem Machiavell-Aufsatz, Recht, wenn er auf Plautus als Vorbild der Komödien des Florentiners hinweist; aber gerade in der *Mandragola* versteht es Machiavelli vortrefflich, das alte Personenschema neu zu beleben und für seine Zeit umzuformen. Die Gestalt des Ligurio z. B. hat doch von der stereotypen Figur des Parasiten nur noch schwache Überbleibsel. Die Mönche übrigens nimmt auch Ranke aus. Der Frate in dieser Komödie ist ein ausbündiger Spitzbube. Wie mögen sie im Vatikan verständnisvoll über ihn gelacht haben, als Leo X. sich die Mandra-